

Lasst uns Gutes tun!
Oder: Das Gesetz Christi im Spätsommer 2018

Gal 5,25f; 6,1–3.7–10

(1) Lasst uns Gutes tun!

Lasst uns Gutes tun, liebe Gemeinde. Solange wir noch Zeit haben, lasst uns Gutes tun.

Dieser Imperativ klingt einigermaßen allgemein und, ja, wohl auch banal: „Gutes tun“; das klingt nach einem Satz, wegen dem Sie wohl nicht unbedingt heute Morgen in die Kirche hätten kommen müssen. – Obwohl: für den Apostel Paulus ist dieser Imperativ nicht zu banal, um ihn fast am Ende seines Briefes an die Galater gleich zweimal aufzuschreiben. „Lasst uns Gutes tun. Solange wir noch Zeit haben, lasst uns Gutes tun.“

Und ich frage mich: Ist das wirklich banal angesichts der Bilder aus Chemnitz von vor zwei Wochen, angesichts der Diskussionen in Folge dieser Bilder, angesichts der Stimmung in unserem Land? Lasst uns Gutes tun ... Vielleicht war das mal einigermaßen banal und selbstverständlich. Vor einigen Jahren. Aber jetzt – im Zeitalter der großen Regression, wie manche sagen; in einer Zeit, in der Errungenschaften liberaler Demokratie in Frage stehen wie selten zuvor? Jetzt, wo manche meinen, man sollte Menschen im Mittelmeer ertrinken lassen – als Abschreckung für andere? Jetzt, wo manche Politiker, die doch eigentlich Verantwortung tragen und Vorbild sein sollten, *alle* Probleme auf *eine* einzige Ursache reduzieren: die Flüchtlinge, die Migranten? Jetzt, wo manche lieber über die Semantik des Wortes „Mob“ oder „Hetzjagd“ diskutieren, anstatt zu fragen, was das Gute ist und wie wir wieder dahin kommen, *gut miteinander* zu leben. Solange wir noch Zeit haben, lasst uns Gutes tun. Hören wir im Spätsommer 2018 auf Worte des Apostels Paulus aus dem Jahr 56 n. Chr., hören wir aus dem Brief an die Galater im fünften und sechsten Kapitel.

(2) Gal 5,25f; 6,1–3.7–10

²⁵ Wenn wir im Geist leben, so lasst uns auch im Geist wandeln. ²⁶ Lasst uns nicht nach eitler Ehre trachten, einander nicht herausfordern und beneiden.

^{6,1} Brüder und Schwestern, wenn ein Mensch etwa von einer Verfehlung ereilt wird, so helft ihm wieder zurecht mit sanftmütigem Geist, ihr, die ihr geistlich seid. Und sieh auf dich selbst, dass du nicht auch versucht werdest. ² Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen. ³ Denn wenn jemand meint, er sei etwas, obwohl er doch nichts ist, der betrügt sich selbst. [...]

⁷ Irret euch nicht! Gott lässt sich nicht spotten. Denn was der Mensch sät, das wird er ernten. ⁸ Wer auf sein Fleisch sät, der wird von dem Fleisch das Verderben ernten; wer aber auf den Geist sät, der wird von dem Geist das ewige Leben ernten.

⁹ Lasst uns aber Gutes tun und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten, wenn wir nicht nachlassen. ¹⁰ Darum, solange wir noch Zeit haben, lasst uns Gutes tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen.

(3) Fast ganz am Ende ...

Ein langer Brief des Apostels geht zu Ende. Paulus, „Apostel nicht von Menschen, sondern durch Jesus Christus“ (Gal 1,1), so hat er begonnen. Er schreibt aus wahrhaft aktuellem Anlass an die jungen Gemeinden in Galatien. *Alles* steht auf dem Spiel, so sieht er es. Weil es Menschen gibt, die ein *anderes Evangelium* verkündigen. Eines, das nicht etwa *alles* von Gott und seinem Handeln erwartet, sondern entscheidend doch auch auf das setzt, was Menschen leisten. Ein *anderes* Evangelium, das den Unbeschnittenen sagt: die Beschneidung müsst ihr schon leisten, bevor ihr wirklich dazu gehört.

Mit der Beschneidung, mit dieser – nun ja – Kleinigkeit steht für Paulus alles, aber auch alles auf dem Spiel. Denn *Gott* handelt durch Christus, *Gott* wirkt durch Christus, *Gott* befreit in Christus – darum geht es im Evangelium, wie Paulus es erkannt hat! „Zur Freiheit hat uns Christus befreit“ (Gal 5,1). Und in ihm „gilt weder Beschneidung etwas noch Unbeschnittensein, sondern der Glaube ...“ (Gal 5,6). Einen langen Brief hindurch hat Paulus argumentiert und polemisiert, den unverständigen Galatern die Meinung gesagt und das Evangelium verkündigt.

Ich weiß nicht, ob Paulus vor dem Absenden seines Briefes nochmal eine Nacht darüber geschlafen hat (die Älteren unter uns werden sich erinnern: früher tat man so etwas manchmal, als noch nicht alles, mails und Tweets und Whatsapps, mit einem Klick und in Sekundenschnelle in die Welt geschickt wurden). Ich weiß

nicht, ob Paulus noch eine Nacht darüber geschlafen hat und dann am Morgen wusste: Etwas Entscheidendes fehlt noch! Oder ob sich sein Schreiber, den es zweifellos gab, eingeschaltet hat und meinte: Paulus, das kann ganz schön schiefgehen, was du gerade diktiert hast! Freiheit, Freiheit vom Gesetz, Freiheit in Christus ... Willst Du's dabei wirklich bewenden lassen und den Galatern in ihrem Streit nicht mehr sagen?

Wieso denn mehr?, könnte Paulus geantwortet haben. Muss ich wirklich noch von der Wirkung und Folge des Glaubens schreiben? Von der Liebe und dem Leben im Geist? Na gut, wie wär's dann mit: „Wenn wir im Geist leben, so lasst uns auch im Geist wandeln“ (Gal 5,25).

Nicht schlecht, hätte der Schreiber vielleicht sagen können. Und was hältst du davon, wenn du am Ende nochmal ganz pointiert vom *Gesetz* schreibst? 30mal hast du das Wort „Gesetz“ bisher diktiert, 30mal! Du weißt schon: „... durch des Gesetzes Werke wird kein Mensch gerecht“ (Gal 2,16) – und so. Sollte es später mal Exegeten deines Schreibens geben, könnten sie sagen: Gesetz ist *das* Leitwort dieses Briefs. Und man könnte denken, du meinst: Vergesst das Gesetz! Genießt die Freiheit im Geist!

Vielleicht kam Paulus so auf die geniale Idee, vom „Gesetz Christi“ zu schreiben. Von dem Gesetz, wie es sich lebt in Christus, im Geist: „Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.“

Ob der Schreiber schon ahnte, dass das viele Jahrhunderte später ein fettgedruckter Vers der Lutherbibel werden könnte? Und nochmal später ein zu manchen Zeiten durchaus beliebter evangelischer Trauspruch? Und ob er ihn deshalb gerne aufgeschrieben hat? Oder schlicht deshalb, weil er einfach genial ist – kurz und eingängig, und doch ein wenig rätselhaft: „Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.“

(4) Der egoistische Imperativ und das Ende der Sorge

Als Trauspruch, liebe Gemeinde, haben diese Worte aus Gal 6,2 ihre große Karriere und beste Zeit hinter sich. Vielleicht wirkt das mit der „Last“ des anderen zu düster und droht den strahlend inszenierten Hochzeitstag in ein allzu dunkles Licht zu tauchen.

Aber nicht nur als Trauspruch wirkt der Satz ein wenig aus der Zeit gefallen. Er widerspricht einem ganzen Trend, einer weit verbreiteten Logik, die sich kurz als Logik des Neoliberalen etikettieren lässt. „Einer trage des andern Last!“ Wär's nicht sinnvoller zu sagen: „Wenn jeder für sich selbst sorgt, dann ist für alle gesorgt.“ Also: privatisiert die Sozialversicherungen, lehrt schon den Kindern, dass sie sich durchsetzen müssen, glaubt nicht an soziale Netze der Gesellschaft, baut eure eigenen!

Manchmal habe ich den Eindruck, wir leben in der Zeit des *egoistischen Imperativs*. Solidarität, Mitleid, Rücksicht, Empathie – diese Worte haben Patina angesetzt, wirken fast ein wenig verstaubt. Seit dem Jahr 2000 steht das Wort „Gutmenschen“ im Duden. 2015 wurde es zum „Unwort des Jahres“ gekürt. „Gutmenschen“! Die Kombination von „gut“ und „Mensch“ ist ein Schimpfwort geworden.

Paulus imaginiert ein radikal anderes Miteinander. Denkt nicht von euch aus, sondern von den anderen! Klagt nicht zuerst über eure Last; nehmt die Last der anderen wahr! – Aber freilich: Um das zu tun, muss ich erst mal aufhören, dauernd nur auf mich selbst zu sehen. Muss ich frei sein – frei sein von mir, frei sein von meiner Sorge, zu kurz zu kommen. Leicht ist das nicht. Aber es ist die Pointe des Lebens im Geist, der Freiheit in Christus. „All eure Sorge werft auf ihn, denn er sorgt für euch“ (1Petr 5,7), schreibt der erste Petrusbrief. Und Jesus sagt: „Sorgt euch nicht um euer Leben ...“ (Mt 6,25).

Wie sähe eine Gesellschaft aus, in der man nicht von den eigenen Bedürfnissen, Ängsten oder Sorgen her lebte, sondern von der Not des anderen? Wo kämen wir da hin, wenn wir so lebten? Nun: ganz sicher dem Reich Gottes ein ganzes Stück näher!

(5) Der unselige Komparativ – und die Befreiung

Paulus ist realistisch genug, um zu wissen, dass es nicht damit getan ist, den anderen zu sehen. Neben dem egoistischen Imperativ taucht eine weitere Gefahr auf. Ich nenne sie *den unseligen Komparativ*. Da sehe ich die andere, da nehme ich den anderen wahr, sehe sie aber nur im Vergleich mit mir, in Konkurrenz zu mir. Eitle Ehre, sagt Paulus. Neid. Das ist es, was das Miteinander zerfrisst und zerstört. Und wenn ein anderer dann einen Fehler macht, dann dominiert die Schadenfreude, nicht aber die Solidarität. So ist das Leben im Fleisch, sagt Paulus. Im Geist ist es anders. Die Freiheit des Lebens im Geist – das ist die Freiheit vom Vergleich mit den anderen, vom dauernden Besser-Sein-Wollen.

Solche Sätze in einer Universitätskirche zu sagen, ist durchaus nicht ohne eine gewisse Ironie. Vielleicht sind Sportveranstaltungen noch komparativer, aber mit Sicherheit gehört eine Universität zu den komparativsten Orten dieser Gesellschaft. Forschende werden danach beurteilt, wie viel sie in welchen Organen publizieren. Kolleginnen und Kollegen schauen genau und nicht ohne Neid, wie viele Drittmittel der andere eingefahren

hat. Studierende werden ständig beurteilt. Und Evaluationen zeigen mir als Professor nach jedem Semester, ob ich in der Spitzengruppe der beliebtesten Dozenten stehe oder ob es da andere gibt, die bei den Studierenden noch beliebter sind als ich.

Die Freiheit im Geist – das ist die wunderbare Freiheit, aus dem Korsett von Ranking und Benchmarking, von Neid und Missgunst auszusteigen. Wie sähe eine Universität aus, in der der Galaterbrief und nicht der Wettbewerb das Sagen hätte, in der wir *gemeinsam* um Wahrheit ringen würden, statt *einsam* nach noch mehr Drittmitteln und Ansehen und Stellen und Leistungsbezügen zu schielen?

(6) ... allermeist aber an des Glaubens Genossen ...

„Darum, solange wir noch Zeit haben, lasst uns Gutes tun an jedermann, *allermeist aber an des Glaubens Genossen*.“ Ich hatte mir überlegt, liebe Gemeinde, die letzten sechs Worte des heutigen Predigttextes einfach wegzulassen: „allermeist aber an des Glaubens Genossen“. Sie haben mich geärgert. Schränkt Paulus seinen Imperativ nicht selbst wieder ein? Beschränkt er die Liebe auf des Glaubens Genossen? Wie es in der Geschichte der Auslegung zweifellos geschah ... Erst einmal *wir*, erst einmal wir Lutheraner, wir Protestanten, wir Christen – oder gar: erst einmal wir Deutsche, wir Volksgenossen.

Dann aber stellte ich mir vor, wie die Gemeinde in Galatien diesen Brief gelesen haben mag. Diese zerstrittene Gemeinde. In ihr redet Paulus vom Geist. *Und das klingt ganz ok*. Vom Gesetz Christi – *das klingt ungewöhnlich, aber gut*. Vom Säen und Ernten. *Klar – geht in Ordnung*. Vom Tun des Guten! *Freilich, Paulus!* An jedermann! *Klar, an jedermann!* Und dann schreibt er: „allermeist aber an des Glaubens Genossen“. *Was? Ausgerechnet an dem und an der?*

Auf einmal wird der Imperativ *konkret*. Auf einmal stimme ich nicht mehr allgemeinen Forderungen einer doch reichlich abstrakten Ethik bequem zu, sondern werde mit den Menschen in meiner unmittelbaren Nähe konfrontiert. Und da wird's ernst! Ich müsste anfangen, jetzt, hier – nicht nur *über* das Gute zu reden, sondern das Gute wirklich zu *tun*? Auf einmal rückt der Nächste beängstigend nah an mich heran ...

(7) Der unwahrscheinliche Nächste („Einer trage des anderen Last“)

So nah, wie sich Josef Heiliger und Hubertus Koschenz kommen. Es geschah im Sanatorium Hohenfels, im Herbst 1950, in den ersten Monaten der DDR, so erzählt der DEFA-Film „Einer trage des anderen Last“, der 1988 in die Kinos kam. Und so erzählt es das gleichnamige Buch von Wolfgang Held. In einer Tuberkulose-Heilanstalt erscheint zunächst Josef Heiliger, Ende 20, Volkspolizist. Im Koffer: ein paar Flaschen Bier, aber auch Schriften von Lenin und Marx. An einen Nagel in der Wand neben seinem Bett hängt er ein Lenin-Porträt.

Das andere Bett im Zimmer ist leer. Noch. Bald aber erscheint Hubertus Koschenz, auch er Ende 20, allerdings: angehender Pfarrer, Vikar. Das Buch, das er auf den Nachttisch legt, ist die Bibel. Und an den Nagel neben seinem Bett hängt er ein Bild von Jesus mit Dornenkrone.

Ja, das Buch und der Film, sie spielen mit Stereotypen. Und überzeichnen. Christus und Lenin, Bibel und Bier. Das ist alles stereotyp. Aber bewegend ist es doch, wie hier in den späten Jahren der DDR eine unwahrscheinliche Begegnung aus der Anfangszeit der DDR inszeniert wird.

Der kranke Volkspolizist und der kranke Vikar – da sitzen sie. Und ihr Wunsch ist klar: ein anderes Zimmer, bitte! Der Chefarzt geht darauf nicht ein. Auch dann nicht, als die beiden eines Morgens beim Rasieren lautstark gegeneinander ansingen, so dass das ganze Sanatorium davon erwacht und in Unruhe versetzt wird: „Auf, Sozialisten, schließt die Reihen ...“, singt und brüllt der eine. Der andere: „Gott, ich danke dir von Herzen, dass du mich in dieser Nacht ...“ Ruhe ist das oberste Gebot im Sanatorium. Aber Ruhe geben die beiden nicht. Doch der Chefarzt weigert sich, sie zu trennen: Draußen müsst ihr auch miteinander auskommen. „Und wenn Sie das nicht können, dann taugt Ihr Sozialismus, Herr Heiliger, genauso wenig wie Ihr Christentum, Herr Koschenz. Wir leben nämlich auf einer Erde ...“ (65).

Was wäre, wenn das Buch nicht 1950 spielte, sondern heute? Dann säßen da im Sanatorium vielleicht ein 19-jähriger Syrer, der es vor drei Jahren nach Monaten der Flucht hierher geschafft hat, und ein 74-jähriger Rentner aus Dresden, der seit drei Jahren montags zu fast jeder Pegida-Demonstration geht. Oder es säße da eine 40-jährige besorgte Bürgerin aus Chemnitz und eine 24-jährige Studentin aus Chemnitz, die gestern vor einer Woche auf zwei unterschiedlichen Demonstrationen in derselben Stadt unterwegs waren. Oder da säße ich – und mir gegenüber jemand, den ich nicht treffe in meinem Alltag, der aber hier in dieser Stadt lebt. Jemand, mit dem ich nicht rede, der aber gar nicht weit von mir seine Last trägt. Vielleicht jemand, der mich einen „Gutmenschen“ nennt, und ich ihn einen „Wutbürger“.

(8) Wie die Welt aussehen könnte ...

Im Sanatorium Hohenstein haben der Volkspolizist und der Vikar viel Zeit. Sie fangen an, einander wahrzunehmen. Vorsichtig. Der Vikar liest Lenin; der Volkspolizist – ein wenig verschämt – die Bibel. Der Vikar wundert sich, wie christlich Vieles bei Lenin klingt; und der Volkspolizist staunt, wie sozialistisch sich die Bibel anhört.

Das Leben im Sanatorium ist ein Auf und Ab. Der Tod immer in der Nähe. Die dringend benötigten Medikamente sind für viele unerreichbar. Aber eines Tages kann der Chefarzt Josef Heiliger das ersehnte Medikament verabreichen. Erst Wochen später erfährt der Volkspolizist, dass es die Ration war, die der Vikar von einem christlichen Schweizer Hilfswerk für sich erhalten und ohne ein Wort zu sagen an ihn weitergegeben hat. Der Volkspolizist schluckt, will es nicht glauben, ist berührt und entsetzt und verwirrt. Später stellt er den Vikar zur Rede. „Weshalb, Hubertus, weshalb?“ Der Vikar schweigt lange. Sagt dann zu dem Atheisten: „Weil es für mich anders ist ...“ Wir können leichter sterben als ihr.

Ja, liebe Gemeinde, vielleicht ist auch diese Szene, vielleicht ist das alles ein bisschen viel. Aber berührend ist es schon. Und es deutet sich für die Länge eines Films, für die 188 Seiten eines Buches an, wie eine Welt aussehen könnte, in der der Imperativ gelebt würde: „Einer trage des anderen Last“.

(9) Gesetz, Spiel – fröhlicher Wechsel

Du trägst die Last des anderen. Und dann stell dir vor, da ist jemand, der deine Last trägt. Und wir lebten ein Leben als die, die sich nicht immer weiter gegenseitig beschwerten, sondern einander aufatmen lassen. Freilich: Wenn einer des anderen Last trägt, wird dadurch die Gesamtlast nicht weniger. Aber sie verteilt sich neu. Heute trägst du; morgen kann ich tragen. Ich für dich, du für mich, die eine für den anderen, der andere für die eine. Das klingt spielerisch – und ist doch das Gesetz Christi. – Nun denn, liebe Gemeinde: Solange wir noch Zeit haben: Lasst uns Gutes tun!

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.
Amen.

Predigtlied: EG 418

Prof. Dr. Alexander Deeg